

Rezensionen

Neue Erkenntnisse und Dokumente

Ingrid Galster, *Beauvoir dans tous ses états*, Editions Tallandier, Paris 2007, 347 S.

„*Votre solidité*“ – das sei Simone de Beauvoirs Spitzname unter Studienkollegen gewesen, weil sie während der gemeinsamen Vorbereitung auf die *Agrégation* gerade auch im Verhältnis zu Jean-Paul Sartre wesentlich gründlicher gearbeitet habe. Diese Anekdote kann man dem Interview entnehmen, das Ingrid Galster mit Maurice de Gandillac geführt hat und in ihrem neuen Buch zu Simone de Beauvoir publiziert. Der zur Zeit des Gespräches 92-jährige Philosoph, der nicht im Verdacht stand, ein Verfechter des Feminismus zu sein, konstatierte im gleichen Zusammenhang, Beauvoirs Hauptwerk *Le deuxième sexe* habe vielleicht eine größere historische Bedeutung als Sartres *L'être et le néant*, das er als nicht wirklich revolutionär bezeichnete. Vergleiche dieser Art, mit denen die Frage nach der Wirkung der Texte gestellt wird, die Beauvoir und Sartre hinterlassen haben, sind ein Kennzeichen des nicht erst mit Beauvoirs 100. Geburtstag am 9. Januar 2008 neu erwachten Interesses an ihrem Werk. Es spiegelt sich immer noch in den naturgemäß unabschließbaren, da eher spekulativen Erörterungen über die emotionale und intellektuelle Beziehung des außergewöhnlichen Paares. Darüber hinaus gilt die Aufmerksamkeit heute jedoch insbesondere der Frage nach der Bedeutung Beauvoirs als Philosophin und nach ihrer Rolle in der Frühzeit des Existentialismus, die in die Zeit des Zweiten Weltkrieges und der deutschen Besatzung in Frankreich fiel.

Ingrid Galster hat während ihrer jahrelangen Forschung zu diesen Fragen zahlreiche Beiträge publiziert, die sie nun gesammelt vorlegt. Ihre Annäherung an Simone de Beauvoir erfolgt in verschiedenen publizistischen Formen, vom Interview über Rezensionen und Kolloquiumsberichten bis zum wissenschaftlichen Aufsatz, wobei ihr besonderes Interesse einer möglichst komplexen Darstellung des Gegenstandes auf der Grundla-

ge gesicherter Daten gilt. Ihrer gründlichen Recherche verdankt es sich, dass sie zu der frühen Entwicklung der Intellektuellen Beauvoir Materialien vorlegen kann, die bisher noch unbekannt waren beziehungsweise nicht zur Kenntnis genommen wurden. Dazu gehören die ausführlichen, hier im Faksimile abgedruckten Prüfungsberichte der Kommission für die *Agrégation* 1929, aus der Beauvoir und Sartre als Erst-plazierte hervorgingen und die die gerade in jüngster Zeit engagiert geführte Debatte über die philosophische Kompetenz innerhalb des Paares zumindest für diese Frühzeit auf eine neue Basis stellen könnten. Ein weiteres Dokument, das der Öffentlichkeit bisher nicht zugänglich war, ist der Brief, mit dem die Mutter einer Schülerin Beauvoirs deren Entfernung aus dem Schuldienst verlangt. Das Schreiben beleuchtet die besondere Beziehung des zur Legende gewordenen Paares in dieser Phase und zeigt – auch wenn zu berücksichtigen ist, dass es sich hier um einen Brief handelt, der die Diskreditierung Beauvoirs zum Ziel hat –, wie problematisch sich die Beziehungen des Paares zu anderen in dieser Zeit gestalteten. Zur Entlassung Beauvoirs sei es jedoch, so Galster, nicht wegen der hier geäußerten persönlichen Vorwürfe gekommen, sondern eher weil ihre Tätigkeit als Lehrerin nicht hinreichend konform mit der Ideologie der Vichy-Regierung war, die sich mit der Triade „*travail, famille, patrie*“ umschreiben lässt.

Aus dem Schuldienst entlassen arbeitete Beauvoir zwischen Januar und April 1944 für *Radio Vichy*. Hat sie sich durch diese Tätigkeit für ein von den Deutschen kontrolliertes Medium kompromittiert? Auch zur Beantwortung dieser immer wieder gestellten Frage legt Ingrid Galster neue Materialien vor. Sie hat die sechs erhaltenen Skripte für die (insgesamt zwölf) von Beauvoir verantworteten Sendungen als erste eingesehen und gibt knappe Resümees der allem Anschein nach harmlosen, historisierenden Stücke, die Beauvoir zu einer Sendung über die Ursprünge des „*music-hall*“ in Frankreich zusammengestellt hat. Dass sie in dieser Zeit auch eine anderthalbstündige Adaptation des Romans *Lamiel* von Stendhal angefertigt hat, ist eine Entdeckung Galsters. Es wäre reizvoll, diesen Text mit dem Stendhalschen Original zu vergleichen und zu untersuchen, inwieweit sich die These halten lässt, er sei eine Antwort auf Beauvoirs Relegation von der Schule, da die Protagonistin sich gegen Konventionen auflehnt und die Werte von Familie und untergeordneter Rolle der Frau, wie sie Vichy propagierte, ablehnt.

Trotz der Vielzahl von Veröffentlichungen zu Beauvoir, die in letzter Zeit erschienen sind, bleiben, so Galster, zahlreiche Forschungsdesiderate. An erster Stelle ist dabei die immer noch fehlende kritische Edition von *Le deuxième sexe* zu nennen. Als Einleitung zu einer solchen Neuedition könnte man sich sehr gut die knappe Zusammenfassung vorstellen, die unter dem Titel „*Le Deuxième sexe, fondement du féminisme égalitaire*“ vielleicht nicht zufällig im Zentrum des Bandes steht. Beauvoirs mehr als 1 000 Seiten umfassendes Hauptwerk bildet in der bisher vorliegenden Ausgabe ohne Index und ohne aufschließende Kapitelüberschriften einen nur schwer zugänglichen und für Forschungszwecke mühevoll zu handhabenden Block. Galster macht die Struktur deutlich, die dem Werk zugrunde liegt, sie zeigt die in den verschiedenen Teilen unterschiedlichen Perspektiven auf und arbeitet in klarer Analyse die Hauptthesen heraus – eine außerordentliche Leistung, die geeignet ist, den Einstieg in dieses fundamentale Werk und so die intensivere Beschäftigung mit ihm zu befördern.

Der Sammelband bietet eine Vielzahl neuer Informationen und zur Diskussion anregender Gewichtungen. So wäre es sicher ertragreich, wie Galster einer Anregung Michelle Perrots folgend anmerkt, die Wechselbeziehungen zwischen französischem und amerikanischem Feminismus zur Zeit Beauvoirs genauer zu untersuchen oder den Gründen für die Gleichzeitigkeit bei der Entstehung der Grundthesen des Existentialismus bei Sartre und Merleau-Ponty und ihrer Reflexion bei Beauvoir nachzugehen. Manches könnte auch zum Widerspruch reizen, so Galsters kategorische Abwertung Beauvoirs als Schriftstellerin, die für einzelne Texte gerechtfertigt sein mag, aber mit Sicherheit nicht für alle. Mit ihrer Ablehnung dessen, was die Verfasserin als „*spéculation théorique arbitraire*“ bezeichnet und worin sich ihre Aversion vor allem gegenüber postmodernen Theorien verbirgt, kann sich Ingrid Galster auf die Autorin des *Deuxième sexe* selbst berufen, die poststrukturalistische Konzepte der Subjektbildung zurückwies. Allerdings fallen unter dieses Verdikt dann auch so interessante Neuansätze wie zum Beispiel die von Galster heftig kritisierte Biographie *Toril Mois*. Vielleicht, so muss man jedoch einräumen, ist ihre Position in dieser Frage heute durchaus anschlussfähig wenn man die zum Beispiel von der amerikanischen Beauvoir-Spezialistin Sonia Kruks postulierte neue Sicht auf deren Philosophie jenseits des Poststrukturalismus betrachtet.

Doris Ruhe

Vorzüglicher Überblick

Jens Ivo Engels, *Kleine Geschichte der Dritten französischen Republik 1870–1940*, Böhlau/UTB, Köln 2007, 223 S.

Den Langlebigkeitsrekord politischer Systeme seit 1789 hält mit knapp 70 Jahren die III. französische Republik zwischen 1870 und 1940. Dass das langfristige Überdauern Anfang September 1870, als die Republik zwar proklamiert, aber nicht ansatzweise etabliert war, noch in den Sternen stand, verdeutlichen schon die ersten Seiten des Handbuchs von Jens Ivo Engels.

Auf einen prägnanten ereignisgeschichtlichen Überblick folgen Darlegungen zur Funktionsweise der politischen Ordnung und Elitenrekrutierung, zum Erfolg der Republik durch das Einüben politischer Praktiken und das Verinnerlichen eines symbol- und wertebehafteten republikanischen Modells, schließlich zu den Regimegegnern auf der Linken und Rechten des politischen Spektrums. Überzeugend gelingt es herauszuarbeiten, warum Republik in Frankreich mehr meinte, als nur das Gegenstück zu Monarchie, mehr als nur ein rechtsverbindliches staatsorganisatorisches Gefüge, nämlich eine hart erkämpfte Errungenschaft, die viele Opfer gekostet hat, die mehrerer Anläufe bedurfte, die erst seit den späten 1870er Jahren gegen zahlreiche Widerstände auf Dauer gesichert werden konnte, als das republikanische Modell die Köpfe und Herzen breiter Bevölkerungsschichten eroberte.

Angesichts der gewaltigen sozioökonomischen und mentalen Belastungen, die der Erste Weltkrieg für die Jahre nach 1918 mit sich brachte, nimmt Gesellschaftliches und Wirtschaftliches im letzten Hauptteil vergleichsweise breiten Raum ein. Deutlich wird, dass mancher Pfeiler des klassischen republikanischen Modells Ende der 1930er Jahre längst angekratzt war. Deutlich wird aber auch, dass eine mehrheitsfähige Alternative nicht existierte und dass es letztlich des militärischen Debakels von 1940 bedurfte, um das „*alte Regime*“ aus den Angeln zu heben und denjenigen zur Macht zu verhelfen, die bereit waren, unter den Augen der deutschen Besatzungsmacht die politisch-systemischen Uhren der Nation zurückzudrehen und ein antirepublikanisches Polit- und Gesellschaftsprojekt zu realisieren.

Jens Ivo Engels schildert all dies anschaulich, zuverlässig und mit klarem Blick für maßgebliche Forschungskontroversen. Umsichtig werden die verschie-

denen Positionen und Argumente auf den Punkt gebracht, meist verbunden mit eigenen, durchweg differenzierten Einschätzungen. Bedauerlich nur, dass die Kontroversen „namenlos“ und die Protagonisten unbekannt bleiben, was Lesern mit begrenzten Vorkenntnissen die Chance nimmt, sich anhand der Originaltexte weiter damit auseinanderzusetzen. Auch das mehr als lobenswerte Integrieren jüngerer Forschungsthemen oder das Hervorheben forschungsprägender Begrifflichkeiten bleibt ein „namenloses“ und „fußnotenresistentes“ Unterfangen, was wohl eher dem Verlagskonzept geschuldet als dem Autor anzulasten ist.

Ansonsten lässt das Bändchen wenig zu wünschen übrig. Hier und da wären systematischere Erklärungsversuche durchaus willkommen gewesen, zum Beispiel für die zeitverzögerte Gründung moderner französischer Parteien verglichen mit deutschen. Gern hätten die Ausführungen zu kulturellen Angeboten und Aktivitäten, deren Verbreitung und Aneignung breiter ausfallen dürfen. Die wenigen Zeilen für die Zeit vor 1914 und die wenigen Seiten für die Zeit danach vermitteln keine angemessene Vorstellung einer III. Republik, die doch die ersten Schübe hin zum Durchbruch der Populärkultur erlebte mit all dem, was dies an gesellschaftlichen Öffnungs-, Demokratisierungs-, Nationalisierungs- und Politisierungstrends nach sich zog. Gern auch hätte das Zweite Kaiserreich hier und da zusätzlich Erwähnung finden dürfen. Niemand wird der III. Republik das flächendeckende Implementieren einer Wertetritologie aus Nation, Staat und Demokratie streitig machen wollen. Dennoch sind gewisse Trends kultureller Nationsbildung, ländlicher Politisierung oder staatsbürgerlich-demokratischer Initiierung und Familiarisierung, die sich die Republikaner später auf die Fahnen schrieben, vor 1870 rückzudatieren und legen ein gewisses Aufweichen klassischer Regimegrenzen und -konnotationen nahe.

Besonders positiv hervorzuheben ist, dass die Leser über den ereignisgeschichtlichen Rahmen hinaus mit spannenden Interpretations- und Erklärungsansätzen konfrontiert werden. Alles in allem hat Engels einen vorzüglichen Überblick vorgelegt, dem für den deutschsprachigen Raum der Status einer Standardlektüre gebührt. Das Bändchen stellt eine wirkliche Bereicherung des weiterhin sehr engen Marktes für deutsche Handbücher zur neueren und neuesten französischen Geschichte dar.

Dietmar Hüser

Eine Familienchronik

François de Beaulieu, *Mon père, Hitler et moi*, Editions Ouest-France, Rennes 2008, 208 S.

Der Autor, Buch- und Antiquitätenhändler, Übersetzer und Ausstellungsgestalter, macht keinen Hehl aus seiner Leidenschaft für die Ahnenforschung. Er entwirft ein zugleich persönliches, kritisches und akribisches Porträt seines Vaters Franz Chales de Beaulieu, als Deutscher 1913 in Bremen geboren, als Pastor und Nazigegner 1943 durch ein Gericht der Wehrmacht wegen moralischer Zersetzung der Armee verurteilt und schließlich mit 94 Jahren als Franzose in der Bretagne gestorben. Man verliert sich etwas in den Einzelheiten dieser Familie, in der die Urgroßmutter väterlicherseits von einem unehelichen Kind eines schwedischen Königs abstammte und die Großmutter des väterlichen Großvaters einen Sohn mit Napoleon hatte. Die Originalität des Buches verbirgt sich vor allem hinter dem Namen seines Autors, der viele Seiten lang wartet, bevor er erklärt, wie die aus der Bretagne gebürtige Familie Charles de Beaulieu sich 1681 in Danzig angesiedelt und auf dem Friedhof einer inzwischen polnischen Gemeinde südlich von Königsberg einen entfernten, im Jahr 1725 gestorbenen Vorfahren zurückgelassen hat – ein europäisches Schicksal. Von den amerikanischen Truppen 1945 in der Nähe von Linz aufgegriffen, flüchtet Franz aus einem über Straßburg nach Paris fahrenden Zug, gibt sich für einen Elsässer aus, wird zum Franzosen und bei derselben Gelegenheit zu „François“ – und lässt seinen Namen korrigieren, den die preußische Verwaltung des 18. Jahrhunderts in Danzig zu „Chales de Beaulieu“ verballhornt hatte. Er heiratet eine Französin, deren Onkel in Verdun umkam, wird Pastor, engagiert sich in der Verwaltung deutscher Friedhöfe und versucht sich anschließend in diversen Berufen, insbesondere als freier Journalist beim deutsch-französischen *Pariser Kurier*. Das Buch mit dem leider etwas irreführenden Titel erlaubt seinem Verfasser, mehrere Kapitel der deutschen Geschichte über den Querverweis auf die im Laufe der Jahre aufgeschnappten Familiengeschichten zusammenzufassen. Handelt es sich auch nicht wirklich um ein Zeitzeugnis, so zumindest um eine persönliche Betrachtung, die mit zahlreichen Leseindrücken zu den in dieser Familienchronik gestreiften Epochen angereichert ist.

Jérôme Pascal, Übersetzung: Dr. Nicola Denis

Europäisches Bewusstsein

Maximilian Müller-Härlin, *Nation und Europa in den Parlamentsdebatten zur Europäischen Integration. Identifikationsmuster in Deutschland, Frankreich und Großbritannien nach 1950*, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden Baden 2008, 626 S.

Identität ist einer der meist diskutierten Begriffe der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung zum europäischen Integrationsprozess. Für die von Maximilian Müller-Härlin dem Frankreichzentrum der Freien Universität Berlin im Wintersemester 2006/07 vorgelegten Dissertation ist der Ausgangspunkt eine Kritik an der Überbewertung von kollektiver Identität im Sinne des gesellschaftlichen Zusammenhaltens. In der ständig anwachsenden Literatur über eine europäische Identität bleibe zumeist offen, wie ausgeprägt das Bewusstsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in Europa tatsächlich seien. Deswegen fragt Müller-Härlin nicht nach dem Bestand von europäischem Bewusstsein, sondern danach, wie gemeinsames europäisches Bewusstsein konzipiert wird. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht somit nicht eine europäische Identität, sondern wie Formen nationaler und europäischer Identifikation im Verlaufe des Integrationsprozesses konstruiert werden und wie sie sich verändern. Die Präzision der Erforschung eines europäischen Bewusstseins wird dadurch erhöht.

Der große Vorteil dieses Ansatzes liegt jedoch darin, dass die viel gestellte Frage, wie viel Nation und wie viel Europa in der Europäischen Integration stecken, beantwortet werden kann. Anhand von Schlüsseldebatten zur westeuropäischen Integration im deutschen Bundestag, in der französischen *Assemblée Nationale* und im britischen *House of Commons* analysiert Müller-Härlin, wie nationale und europäische Identifikationsangebote und Identifikationsmuster von Politikern formuliert werden. Da nationale Parlamente als zentrale Arenen der politischen Auseinandersetzung für die Definition und Legitimation nationaler und europäischer Politik sowie für das Verhältnis von Nation und Europa gelten können, ist die Quellenauswahl gut gerechtfertigt. Am Beispiel der Debatten zum Schuman-Plan und zur Gründung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft in den frühen 1950er sowie den Debatten zu den Verträgen von Maastricht in den frühen 1990er Jahren wird

dargestellt, in welcher Form und in welcher Intensität vom eigenen Land, von anderen Ländern sowie von der westeuropäischen Integration und Europa gesprochen wird. Um dies anschaulich aufzuarbeiten, nimmt Müller-Härlin sowohl für die beiden wichtigen Momente des europäischen Einigungsprozesses als auch zu den jeweiligen politischen Situationen in den drei Ländern umfassende historische Kontextualisierungen vor.

Die Antwort auf die Eingangsfrage schließlich ist deutlich: In der überwiegenden Mehrzahl der Debatten in den drei Parlamenten sei primär jeweils vom eigenen Land die Rede. Erst sekundär werden Formen der Integration formuliert und diskutiert, die zu einer Einheit Europas führen sollen. In den bundesdeutschen Debatten der frühen 1950er Jahren werde beispielsweise trotz einer großen Europa-Euphorie vorrangig über das geteilte Deutschland, den Platz der Bundesrepublik im Westen und über die Deutung der jüngeren Vergangenheit gesprochen. Dies ist jedoch ein wenig überraschendes Ergebnis, da die junge Bundesrepublik sich kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges tief in der Selbstfindungsphase befand. Erstaunlich ist vielmehr, dass die Debatten der frühen 1990er Jahre – nach etwa 40 Jahren Integrationsprozess – sich in allen drei Parlamenten immer noch sehr nationalstaatsfixiert zeigen. Die weitere Übertragung von Kompetenzen auf die europäische Ebene, so Müller-Härlin, löse in Frankreich Diskussionen über die eigene Verfassungstradition aus. In Großbritannien handele es sich in erster Linie um Debatten zum Verhältnis des Landes zu Europa und zur ökonomischen Abhängigkeit. Und in Deutschland sei die Maastricht-Debatte eher vom latenten Stolz auf die Stabilität der deutschen Währung geprägt als von Europa-Euphorie. Außerdem stehe in allen drei Parlamenten die Wahrung nationaler politischer Handlungsfreiheit in den Grenzen der auf die europäische Ebene verlagerten Kompetenzen völlig außer Frage.

So lautet das Ergebnis dieser anspruchsvollen Untersuchung, dass in den französischen, deutschen und britischen parlamentarischen Debatten zur Europäischen Integration eine starke Fixierung auf den Nationalstaat stecke, aber nur wenige Bemühungen zur Stärkung europäischer Identifikationsangebote. Darin liegt vermutlich auch der Grund, warum die Studie – einziger Wertstropfen – nur vereinzelt europäische Identifikationsmuster eingehender erläutert.

Christian Salm

Curtius als Journalist

Stefanie Müller, *Ernst Robert Curtius als journalistischer Autor (1918–1932). Auffassungen über Deutschland und Frankreich im Spiegel seiner publizistischen Tätigkeit, Convergences*, Bd. 43, Peter Lang, Bern u. a. 2008, 442 S.

Der Romanist Ernst Robert Curtius (1886–1956) gilt mit Fug und Recht als einer der bedeutendsten Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker des 20. Jahrhunderts. Der Nachruhm des in Marburg, Heidelberg und Bonn lehrenden Romanisten verdankt sich insbesondere seinem vor stupender Gelehrsamkeit strotzenden Hauptwerk *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948), in dem er mittels der Toposforschung Kontinuitäten in der europäischen Literatur nachzeichnete, sowie seinen zahlreichen Publikationen über das zeitgenössische Frankreich und über die deutsch-französischen Beziehungen.

In den Jahren der Weimarer Republik war Curtius als Publizist ausgesprochen rege und veröffentlichte sowohl in romanistischen Fachzeitschriften als auch in Kulturmagazinen und Tageszeitungen unzählige Aufsätze, Essays und feuilletonistische Artikel. Dies nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Luxemburg und der Schweiz. Der Kosmopolit Curtius warb unermüdlich für die deutsch-französische Verständigung und war – neben Romanisten wie Viktor Klemperer, Karl Vossler oder Eduard Wechssler – einer der führenden Vertreter der so genannten „Kulturkunde“-Bewegung in den Neuphilologien. Er rührte die Trommel für moderne Autoren wie James Joyce, dessen literarische Bedeutung Curtius als einer der Ersten erkannte, und betätigte sich auch als Übersetzer vorzugsweise zeitgenössischer Autoren, darunter die Franzosen Paul Valéry und André Gide, der Spanier Jorge Guillén und die Engländer T. S. Eliot und Stephen Spender. In die letzten Jahre der Weimarer Republik und in die Zeit des Nationalsozialismus, von dem sich Curtius im Gegensatz zu vielen seiner Fachkollegen nicht vereinnahmen ließ und dem er als Humanist und Konservativer ablehnend gegenüberstand, fällt die Arbeit an seinem dickleibigen Hauptwerk, das seit 1948 immer wieder neu aufgelegt wird.

Der „Journalist“ Curtius schwieg im Dritten Reich, erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges betätigte er sich wieder als literarischer beziehungsweise kulturkritischer Publizist. Von den Aufsatzsammlungen Curtius', die nach 1945 erschienen, sind insbesondere seine 1950 erstmals vorgelegten *Kritischen Essays zur europäischen Literatur* zu erwähnen. Hier wird die gesamte Breite des literarischen Spektrums und des kritischen Interesses von Curtius deutlich. Die Essays weisen ihn als einen profunden Kenner fast aller Einzelliteraturen des westlichen Europas von der Antike bis hin zur Gegenwart aus.

Stefanie Müller untersucht in ihrer flüssig geschriebenen, die umfangreiche Forschungsliteratur zu Curtius souverän überschauenden Freiburger Dissertation aus dem Jahre 2005 das publizistische Werk von Curtius in der Weimarer Republik im Hinblick auf die von ihm vertretenen Auffassungen über Deutschland und Frankreich. Sie untersucht also die Frankreich- und Deutschlandbilder von Curtius vor 1933 und nimmt hierzu 154 Artikel und Aufsätze von Curtius aus den Jahren 1918 bis 1932 unter die Lupe.

Dreh- und Angelpunkt im Denken von Curtius in der Weimarer Republik ist, wie Stefanie Müller belegen kann, seine Auffassung vom „deutschen Geist“ als Ausprägung der Romantik und des Humanismus. Dem steht ein ambivalentes Frankreichbild entgegen. Die Haltung von Curtius zu Frankreich wurde zunehmend ablehnend, er unterschied zwischen einem „guten“, sich an den deutschen Idealismus und die Romantik anlehenden, und einem „schlechten“, dem Rationalismus und dem Klassizismus verpflichteten Frankreich. Allerdings betrieb Curtius im Gegensatz zu vielen Fachkollegen seiner Zeit keine antagonistische deutsch-französische „Wesenskunde“, sondern war um die deutsch-französische Verständigung bemüht – was ihm zum Beispiel von seinem Fachkollegen Eugen Lerch den unsäglichen Vorwurf der „Anbiederung an die Nigger-Nation“ eintrug.

Die umfangreiche Studie von Stefanie Müller über Ernst Robert Curtius als journalistischer Autor ist ein wichtiger Beitrag zur Fachgeschichte der Romanistik und zur Geschichte der deutsch-französischen Kultur- und Geistesbeziehungen in der Weimarer Republik.

Horst Schmidt